

Maxi Obexer

EUROPAS LÄNGSTER SOMMER

Prolog

Wo ist dieses weite freie Land, das den schönen Namen Europa trägt? Ich sehe vor allem Staaten. In einem dieser Staaten, in Belgien, gibt es ein Europaparlament, das ist bekannt. Bekannt ist auch, dass viele, Tausende, Hunderttausende sogar nach Europa ziehen. Millionen andere ziehen in Europa um, brechen auf, verlassen ihr Land und lassen sich woanders nieder. Europa hat die Menschen dazu gebracht, sich in Bewegung zu setzen. Aber wo ist das Land? Je tiefer sie nach Europa einwandern, umso mehr scheint es zu verschwinden.

I

„Ich freue mich Ihnen mitteilen zu können, dass Ihr Einbürgerungsverfahren nunmehr durch Aushändigung der Einbürgerungsurkunde abgeschlossen werden kann.“ Gezeichnet: Hoff. Mit diesem Bescheid zur Einbürgerung buche ich ein Europa-Spezial-Ticket und nehme den Zug von Bozen nach Berlin, wo ich in einer offiziellen Zeremonie mit Eid und Urkunde in Deutschland eingebürgert werden soll. Bis zu diesem Brief wusste ich nicht, dass der Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft "einbürgern" genannt wird; auch nach zwanzig Jahren mache ich noch immer Bekanntschaft mit neuen Wörtern. Manche von ihnen sind so schillernd und klug, dass ich mich wundere, wie ich so lange ohne sie leben konnte. Dieses Wort jedoch stellt nach meinem Gefühl nichts Richtiges her. Ich schaue in die Luft und spreche es mit den Lippen nach: „Einbürgern, einmachen, einwecken“, luftdicht verschließen.

Seit ich in Deutschland bin, werden mir Begriffe zur Seite gestellt, die mein Dasein begleiten. Sie ändern sich sogar mit der Zeit und passen sich wunderbarerweise meinen Schritten an. Zuerst war es eine befristete Aufenthaltserlaubnis. Das Wort gefiel mir schon immer. Um die

befristete Aufenthaltserlaubnis zu bekommen, musste ich ein unwirtliches Gebiet durchschreiten, das jeder, der es betritt, schnellstmöglich wieder verlassen will. Bürgersteige oder Fahrradwege gab es hier nicht, die U-Bahn lag weit weg. Die Strecke lief parallel zu einer sechsspurigen Autobahn und führte über eine windige Autobahnbrücke, die einem laut und erbarmungslos den Feinstaub ins Gesicht schlug. Darunter die Hochspannungsleitungen und die Schienen der Eisenbahn, an ihnen entlang Hebekräne, Stellwerke, Abstellhalden und Getreidespeicher. Die Ämter bestanden aus Containern und ergaben ein barackenähnliches Dorf mit Straßen, die mit Buchstaben ausgezeichnet waren, so die Straße A, wo sich das Amt für Abschiebung befand.

Der sogenannte Parteienverkehr beschränkte sich auf 8 bis 12 Uhr. Jeder, der einmal hier war und unverrichteter Dinge wieder nach Hause ging, wusste von da an, dass er spätestens um 6 Uhr eine Wartenummer abzureißen hatte. Die Wartezeit betrug mindestens fünf Stunden und war wie überall auf der Welt in Plastikschaalen zu verbringen, die am Boden angeschraubt und miteinander verbunden waren. Und sie verbanden wirklich, nämlich diejenigen miteinander, die am selben Tag darauf warteten, dranzukommen. Wir alle schauten in die Luft und dazwischen immer wieder auf die Formulare, die ewig Rätsel aufgaben. Wir spitzten die Ohren, wenn eine Tür aufging, oder die Lettern auf die nächste Zahl sprangen, und wir alle starrten ewig und ewig sinnlos auf die Nummerntafeln. Ich war stolz darauf, eine von uns zu sein, eine Ausländerin. Hier, im *Ausländereinwohneramt* kam ich meiner Vorstellung, wie und wo ich sein wollte, am nächsten. Ich wollte eine Ausländerin sein unter anderen Ausländern.

"Sprechen Sie deutsch?", fragte mich die deutsche Beamtin in einem angestrengten Ausländerdeutsch, als würde ich sie besser verstehen, wenn sie sich bemühte, gebrochen deutsch zu sprechen. Meine eigene Antwort überraschte mich aber noch mehr: Ich sagte: „Ich spreken deutsch ja“. Auch mir war ein korrektes ausländisches Deutsch gelungen. Mit der Anfrage nach einer Aufenthaltserlaubnis wurde meine eigene deutsche Sprache unversehens zur Fremdsprache.

Die Prozedur für die befristete Aufenthaltserlaubnis wiederholte ich drei Mal. Die Zeitspannen dazwischen wurden länger; stets war ein Kontoauszug mitzubringen. Es war letztlich die Höhe der Summe, die entschied, wie lange mir der Aufenthalt bis zur nächsten Frist gewährt wurde. Das ferne Ziel war die *unbefristete Aufenthaltserlaubnis*. Doch ich habe sie nie erhalten, angeblich wurde sie unwichtig und schließlich ganz abgeschafft.

Ich aber hätte die *unbefristete Aufenthaltserlaubnis* dennoch gerne in der Hand gehalten, auf meinen Namen ausgestellt. Als Nachweis für einen Weg, den ich gegangen war, mit meinem neuen Leben woanders.

Stattdessen bekam ich eine *Freizügigkeitsbescheinigung* im deutschen Bürgeramt.

Der alljährliche, für manche monatliche, doch immer frühmorgendliche Schicksalsgang durch das unwirtliche Gebiet zwischen Autobahnbrücke, Getreidespeicher und Industriehafen blieb nun den richtigen Ausländern vorbehalten. EU-Bürger durften in die warme Stube eines deutschen Bürgeramtes und wurden mit den täglichen Amtsgeschäften deutscher Bürger gleichgestellt, polizeilichen Anmeldungen, Personalausweisen, Hochzeiten.

Mit der Auflösung der europäischen Binnengrenzen und der Gestaltung einer europäischen Komfortzone, hörten wir europäischen Einwanderer auf, Ausländer zu sein. Alle anderen wurden es dafür umso mehr. Obwohl wir alle dasselbe taten, nämlich einwandern, trennten sich von nun an unsere Wege.

Ich blickte auf die *Freizügigkeitsbescheinigung* in meiner Hand. In meinen Ohren klang das wie die launische Aufforderung: „Zieh frei und zügig weiter“, gerichtet an eine freizügige Person, die, wenn sie ihren Mantel öffnet, darunter nur Unterwäsche herzeigt.

Der Zug fährt gerade an der Festung Franzensfeste vorbei, eine der größten Abwehrlagen im Alpenraum. 4000 Menschen sollen gleichzeitig an ihr gebaut haben. Sie reicht weit ins Flussbett hinein und verbindet die beiden Talseiten mit einem Staudamm; auch der sollte natürlich der Abwehr im Kriegsfall dienen. Unterirdisch führt die Festung durch felsige Bunker und geheime Gänge und kriecht an der anderen Talseite den Waldhügel hoch, wo eine steinerne Treppe einen Wehrturm mit dem nächsten verbindet. Die wenig aufstrebende,

eher geduckte Anlage wirkt auch heute so, als sei sie noch immer in Stellung gebracht. Ihre Gemäuer aus Kasernen, Munitionskammern, Türmen, Treppen, Stallungen und Empfangssälen ergeben ein plateauförmig angelegtes Labyrinth, das vor allem eines ausstrahlt: fest und verankert zu sein.

Die Habsburger hatten sie im 19. Jahrhundert errichten lassen, offenbar in der Vorstellung, massiv bedroht zu sein. Als die Monarchie schließlich auch ohne Angriff auf die Festung zusammenbrach und die Italiener das Land übernahmen, bauten sie die Anlage weiter aus. Auch sie rechneten mit Angriffen, und auch bei ihnen ist es nie zu einem gekommen. Die Festung musste sich nicht ein einziges Mal bewähren.

Mit der *Freizügigkeitsbescheinigung* fing ich an daran zu zweifeln, dass die offiziellen Wörter die Einwanderungswege der einzelnen Menschen beglaubigen sollten. Dass sie ihnen als Streckenbegleiter dienen sollten. Und dass dabei am Ende einer langen Reise auch ihr Ankommen vorgesehen war.

Ich bekam eine erste Ahnung davon, dass uns diese Begriffe voneinander trennen sollten. Und dass sie den Leuten vorgesetzt werden, statt sie aus ihrer Sicht heraus zu schaffen. Den meisten Einwanderern wird ihre Einwanderung vorgeschrieben, in der Gestalt einer ewigen Prüfung, von der hauptsächlich andere wissen, wie sie zu bestehen ist – nämlich nie. Verlangt und vorgeschrieben wird sie von denen, die meinen zu wissen, wie's geht: „Integriere dich!“. Wie sollte ein Integrieren im Imperativ gehen? Und was wäre eine vollkommene Integration? Dass du ganz Deutsche bist? Genau das aber ließe man dich niemals werden. Still und leise aber wird es erwartet. Wird etwas erwartet, das dir zugleich verwehrt wird.

Von einer wie mir allerdings wird weder etwas verlangt, noch gewünscht, ich wurde nicht angewiesen, noch eingewiesen, ich musste mich nicht integrieren, weil ich von vorneherein als integriert galt, und ich sollte nicht mehr ins Ausländereinwohnermeldeamt, sondern ins Bürgeramt.

II

Am Bahnhof in Franzensfeste, wo jeder noch so schnelle Zug wegen der Zollbestimmungen halten muss, wo aber kaum Menschen anzutreffen sind, steigen sechs junge Männer in den Zug. Sie lassen sich erleichtert auf die Sitzbänke fallen. Sie könnten Jungs sein, die zum Fußball fahren oder zum Trompetenunterricht. Bis zum Brenner ist es noch eine Station und eine halbe Stunde Fahrt. Wenn sie dort nicht aus dem Zug geholt werden, haben sie gute Chancen, es bis nach Deutschland zu schaffen.

Dort beginnt dann nach der geographischen ihre zweite Odyssee, die bürokratische. Bis ihnen mit viel Glück das gehört, was ich in der Hand habe: der Bescheid. „Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass Ihr Einbürgerungsverfahren nunmehr durch Aushändigung der Einbürgerungsurkunde abgeschlossen werden kann.“ Gezeichnet: Hoff.

Es ist eine abenteuerliche Reise, tiefgehender als alles andere. Und sie beginnt nicht mit dem Tag der Einreise. Das eigentliche Einwandern beginnt später und nimmt zu und wird immer mehr, je mehr das wird, was da in einen hineinwandert. Und wahrscheinlich hört diese Reise, einmal begonnen, nicht wieder auf. Nein, ich wollte keinen Schritt achtlos übergehen. Es begann mit einer zentimetergenauen und minutiösen Landvermessung in der zweiten Etage. In der stillen Einzimmerwohnung mit einem Klavier, das mutterseelenallein in dem leeren Zimmer stand. Es war einfach zurückgelassen worden. Und so stand es da, mit mir, der neuen Mieterin, die nicht Klavier spielen konnte. So lernte ich Elena kennen, eine junge Frau aus Moskau, die mit ihrem Vater nach Deutschland gekommen war. Offiziell galt sie als Deutsche, als *deutsche Aussiedlerin*. Von der deutschen Sprache konnte sie ein paar altmodische Wörter aus der Zeit Maria-Theresias. Sie lernte die deutsche Sprache in Rekordzeit, dafür wurde sie in die Handelsschule aufgenommen, wo sie zur Sekretärin ausgebildet wurde. Elena hatte in Russland ein Studium der Englischen Literatur abgeschlossen und war staatlich geprüfte Klavierlehrerin. Beides wurde ihr in Deutschland nicht anerkannt. Elena war vor allem eine Pianistin und wenn sie auf dem Klavier spielte, dann verwandelte sich das heruntergekommene Haus in einen Palast. Sie spielte radikal,

zart, heftig, streng und vorsichtig, sie ließ die tiefen und die hellen Wogen umeinander ringen, und während ich erlebte, wie diese beiden Körper aufgingen, das Klavier und sie, starrte ich gebannt auf Elenas Mund. Ihre Lippen waren nass und voll, sie musste ständig schlucken, der Speichel in ihrem Mund schien überzulaufen.

Elena war keine Sekretärin. Alles, was sie brauchte, war ein Klavier. Und alles, was dieses abgestellte Klavier brauchte, war Elena. Sie kam zwei Mal wöchentlich zu mir und spielte. Sie spielte sich das Herz aus der Seele, dem Klavier auch. Und ich bestand meinen Englischtest. Den brauchte ich für meinen Aufnahmetest an der Universität, und das war das, was Elena mir anbot, einen geschliffenen Englischunterricht. Im Test musste ich den Schlegelschen Ursprungstext der Romantik ins Englische übersetzen. Dank der russischen Nachhilfe war das keine Kunst mehr.

Elena sagte mir einmal, ein Russe kann alles verlieren, solange er seine Sprache bei sich hat. Die ist mit ihm verbunden wie das Innenfutter mit einem Mantel.

Und ich? Was suchte ich so heftig im Fremden, wenn nicht eine Sprache? Es gab kein Innenfutter. Oder wenn, dann hatte es ein Loch.

Sprache wird da, wo ich herkomme, nur wenig gesprochen; der Dialekt gehört der Landschaft, den Jahreszeiten, der Witterung und dem Gedeih von Tieren und Menschen. Mehr gibt es darüber hinaus nicht zu sagen. Mir aber schien es, als würde stattdessen geschwiegen, so, als müsste man die Sprache, die auch noch da war, verschweigen.

Ich war gierig nach dieser anderen Sprache. Alles in mir wollte zur Sprache. Ich fraß sie auf. Unter dem Tisch stapelten sich die Zeitungen und Zeitschriften, bis die Tischbeine den Boden verloren und die Tischplatte auf den Zeitungen auflag. In mir war ein hungriges Loch. Wie mit einem Trichter füllte ich es mit Sprache, mit allem, was sich durch Sprache denken, fühlen und füllen ließ. Das Loch blieb weiterhin hungrig und wenn ich es nicht ständig füllte, drohte es, mich zu verschlingen, wenn ich übertoll war, zu blockieren und mich kurz bevor ich anhub zu sprechen, in eine Ohnmacht zu stürzen. Das Herz pochte.

Von sechs bis neun Uhr abends pochte das Herz, als hätte es Angst. Ab neun schlug es um in Glück und Euphorie über die gewonnene Freiheit. Was tat ich da? Mich überraschen lassen von mir selbst? Die romantisch besungene Selbstentdeckungsreise?

"Watt wolln Se haben?! Eine *Schrippe!*?" Jeden Morgen, wenn ich aus dem Haus ging und im Vorderhaus die Bäckerei betrat, wurde ich angeschnauzt. "Schrippe!" Es wollte mir nicht über die Lippen. Das P, das ich sprach, war zu weich und entstammte dem italienischen Palermo-P. Das war weit davon entfernt, es mit der Härte eines deutschen P aufnehmen zu können und war gerade mal hart genug, um dem weichen Berlin-B standzuhalten.

Ob ich denn eine deutschsprachige Schule besucht hätte, wollte ein Romanistikprofessor wissen und mich ins Grundseminar zurückschicken. Er hatte das Protokoll seiner Seminarsitzung vor sich, das ich im Telegrammstil niedergeschrieben hatte, und warf einen Blick auf meine Immatrikulation, in der ich als italienische Staatsbürgerin angegeben war. Zur selben Zeit hielt ich die Einladung von Heiner Müller in meiner Hand. Er wollte mein Theaterstück im Berliner Ensemble lesen lassen, im früheren Brecht-Theater am Schiffbauerdamm, und anschließend ein Gespräch mit mir führen. Auf Deutsch. Demselben Deutsch, das dem anderen fürs Grundseminar nicht ausgereicht hatte.

Ich besaß die Sprache nicht wie ein Russe, der alles verlieren konnte, solange er die Sprache behielt. Ich wanderte aus, um eine Sprache zu finden, und mit ihr wanderte ich zu mir. Wie durch eine Wildnis. Ich war überwacht, angreifbar und ausgesetzt. Was für andere banaler Alltag war, griff mich unerwartet an. Menschen in der U-Bahn, die wie Freunde zusammen einstiegen, sich vertraut miteinander unterhielten und die sich an der nächsten Station ohne Grußwort verließen, hinterließen bei mir einen Schock. Wie konnten sie so sicher sein, sich am nächsten Tag wieder zu sehen?

Mir schräg gegenüber lehnen die Köpfe der jungen Männer an der Schulter des jeweils anderen. Sie schlafen tief und fest, wie nur junge Menschen schlafen können, die seit Wochen oder Monaten keinen festen Schlaf hatten. Einer trägt ein T-Shirt mit einem

aufgenähten Teddybären, offenbar ist er von seiner Mutter mit der Hand angenäht worden.

Ich schätze ihn auf zwölf, maximal dreizehn Jahre.

Was sie wohl zurücklassen? Und dennoch ihr Leben lang bei sich tragen werden. Einiges werden sie nie wieder sehen. Darunter manches, das zum Kostbarsten wird, das sie je besaßen.

Meiner Mutter habe ich nichts von meiner bevorstehenden Einbürgerung erzählt. Etwas hinderte mich daran, ich weiß nicht was. Hatte ich Angst, sie würde mich als eine andere ansehen? Vielleicht hätte sie einfach nichts damit anfangen können und nur mit der Schulter gezuckt. Noch ein Dokument mehr. Noch mehr Bürokratie. Und Bürokratie ist Schikane. Die Zugehörigkeit zu einem Staat sagt ihr nichts. Sie wuchs in den Nachwehen der italienischen Diktatur auf und das hieß: Autoritäten sind, wann immer dies möglich ist, großräumig zu umgehen. Sie waren Feldmarschälle der Unterdrückung; sie verboten ihnen die eigene Sprache zu sprechen und verlangten eine, die sie nicht gelernt hatten.

Bevor ich ging, sah ich sie im Garten stehen. Sie hatte eine braune Henne im Arm, die sie über die ganze Hühnerbrust hinweg kralte. Sie lachte: „Ich habe drei weiße Hennen und vier schwarze. Diese hier ist die einzige braune. Sie ist immer allein unterwegs. Die weißen sind ihr zu weiß, die schwarzen zu schwarz. Also muss ich sie immer mal wieder auf den Arm nehmen und kralen.“ Und lachte in die Morgensonne.

Wie oft stand sie da, wenn ich zum Bus ging oder wenn sie mich zum Zug brachte oder wenn ich mit dem Auto losfuhr. Immer stand sie da wie zurückgelassen. Ohne Anklage, ohne Vorwurf. Winkend, immer gebend, schickte sie mir möglichst viel Glück mit auf den Weg; ihr heftiges Lächeln war voller Schmerz.

III

Wie ich mir meine Zukunft vorstelle, fragte mich eines Tages Elena. Ich sagte: „Mit einer Frau, etwa acht Jahre älter als ich, Regisseurin.“ Nicht nur Elena staunte, ich staunte selbst.

„Ja, mit einer Frau, etwa acht Jahre älter als ich, Regisseurin von Beruf und mit einer Dachgeschosswohnung.“

Am nächsten Tag suchte ich in der Zitty nach den Frauenpartys an diesem Donnerstag und gelangte in den Ackerkeller. Noch am selben Abend küsste mich eine Frau. Benommen schlingerte ich auf meinem wackligen Fahrrad wieder nach Hause. Es war ein altes Ost-Fabrikat mit einem weißen, viel zu großen West-Sattel, auf dem ich hin- und her rutschte. Die Nacht ging ins in ein dunkles Blau über, in dem die Sterne hell und glitzern strahlten, als wehrten sie sich gegen das aufkommende Tageslicht. Von diesem Abend an tauschte ich die Abende im Theater gegen die Clubs, die „Szene“ genannt wurden.

Wir sind am Brenner. Ich wünsche ihnen, dass der Schlaf der Jungs nicht gestört wird, nicht hier, nicht von den Grenzpolizisten, die sie ruppig aufstoßen würden. Einmal die Augen einen Schlitz weit öffnen, und ihr Herz würde rasen vor Angst. Es ist der Grenzübergang. Wer es schafft, den zu überschreiten, für den war all die Mühe nicht umsonst. Im letzten Jahr wurden 6000 Minderjährige am Brenner aus dem Zug geholt. Von allen Orten auf der Strecke Verona München ist der Brenner der trostloseste. Kalt, abweisend, menschenleer; niemand will sich freiwillig hier aufhalten.

Für EU-Bürger hat der Ort seinen Schrecken verloren: Statt Angst und Schikane erleben zu müssen, gleiten sie barrierefrei ins nächste europäische Land. Die italienischen und österreichischen Grenzstationen sind den Outlet-Stores gewichen und den dazugehörigen Parkhäusern.

Nur für jene, die noch ankommen müssen, hereinkommen ins europäische Land der „Freiheit, des Rechts und der Sicherheit“, wie es nach Artikel 1 der Dublin-Verordnung heißt, zeigt sich die Grenze nach wie vor als feste, hohe, undurchdringbare Mauer.

„Du siehst aus wie eine, die vom Westen in den Osten rübergemacht hat, um hier ihr Coming Out zu vollziehen.“ Ich riss die Augen auf. „Die was?“

Zum Glück wusste ich, was ein *Coming Out* war. In den Clubs hatten mir die Frauen davon

schon erzählt, meistens in furchterregenden Szenarien: Freunde würden mich verlassen, die Familie mich verstoßen, ich würde eine andere Identität annehmen, und es sei alles in allem nicht einfach, wenn nicht sogar eine schreckliche Krankheit. Es war aber eine der schönsten explosivsten und überwältigendsten Entdeckungen, die ich machen durfte, als ich zum ersten Mal mit einer Frau schlief.

Die Jungs haben ein weiteres Stück geschafft. Der Zug rollt wieder an. Es muss einer jener Tage sein, an denen sich die italienischen Behörden nicht an die Dublin-Verordnung halten und die Leute reisen lassen, wohin sie wollen. Das ist pures Glück. Jeder Tag kann anders sein. Eine europäische Politik gibt es nicht. Viele Jahre wurde besonders von Deutschland blockiert, was Spanien, Italien, Griechenland gefordert hatten: eine europäische Einwanderungspolitik. Inzwischen, da gerade Deutschland sie dringend fordert, verweigern sich andere europäische Staaten.

„Es ist auch ein Experiment, ich möchte herausfinden, ob sich mit dem Pass etwas ändert“, sagte ich zu Tania, die daraufhin ihre Lippen verzog. Ein Experiment. Wenn ich zu den Jungs hinübersehe, schäme ich mich für dieses Wort. Sie werden für einen deutschen Pass alles tun, sofern sie überhaupt eine Chance haben. Wenn ihnen der kleinste Spalt einer Tür geöffnet wird, werden sie den nutzen. Mit aller Hartnäckigkeit den Berg, der vor ihnen liegt, angehen, sich durch die Bürokratie wühlen, sich von Beamten anschauen lassen, sich taxieren lassen, auf einer ewig erscheinenden Odyssee, der Familie zu Hause standhalten, den eigenen Vorstellungen ebenso, angewiesen auf so viel Glück und gute Menschen. Was sie vor sich haben, ist so viel, dass es ihr Leben ausfüllen und bestimmen wird, und wenn es mit einem deutschen Pass endet, dann ist es ein gutes Ende, und der ganze Weg nicht umsonst.

„Und was weißt du noch so über mich?“, fragte ich die Unbekannte, die mich offenbar schon öfters beobachtet hatte. „Ich denke mal, du siehst aus wie eine, die auf die Schnauze fällt.“

Das war ich schon. Die erste Frau tat alles, um mich wieder loszuwerden. Sie hatte mir nicht einmal das Erste Mal vergönnt, sondern nur schwärmerisch darüber erzählt, während nur unsere Gürtelschnallen aneinanderrieben. Sie war es, die an einem öffentlichen Kiss-In am Alexanderplatz teilnahm und für die Gleichstellung der Homosexuellen fremde Frauen küsste. Nur mich küsste sie nicht, weder in der U- noch in der S-Bahn.

Als sie mich an die Ostsee einlud, hüpfte ich auf vor Glück. Ich war noch nie an der Ostsee gewesen und ich dachte: Jetzt, jetzt kommst du an.

Jeanette bereute schon auf der Hinfahrt, mich eingeladen zu haben. Sie schmiegte sich eng an das andere Paar, sie waren bald ein Dreierpaar und liefen eingehängt über den Waldweg zum Meer. Sie waren Vertraute dieser Landschaft. Am Strand wollte ich endlich ins Meer und vergessen, in welcher Scheiße ich mich befand.

Ein Riesenmeer lag vor mir, ich lachte, ich drehte mich auf den Rücken, sah die kleiner werdenden Gestalten am Strand, über mir der Himmel. Was bedeutete da schon ein Waldweg? Ich drehte mich wieder auf den Bauch, ich wollte weit, weit hinaus, ich kraulte der Sonne entgegen, wurde schneller und schneller, eine Woge schien mich anzutreiben. Bis ich bemerkte, dass ich gar nicht schwimmen musste, ich wurde hinausgetragen. Eine Strömung hatte mich erfasst und mich davongetragen. Bald, bald würde ich mitten in der Ostsee sein. Ich würde ein winziger Punkt werden und schließlich ganz verschwinden. Niemand würde am Strand sein, den mein Verschwinden etwas anging. Niemand von den Menschen, die mich kannten, die mich liebten, die selbst untergingen wenn sie erfuhren, dass ich irgendwo im offenen Meer erkaltet und ertrunken war. Ich suchte mit meinen Augen den Strand; es war ein dünner Strich, weit entfernt. Dann wurde ich zu einem Körper, der sich wehrte.

Als ich über den Strand straukelte und mich auf den Sand warf, zog ein Frost über meinen Körper. Meine Haut froh von innen wie von außen. Jedes einzelne Organ war von Kälte erfasst und noch im tiefsten Inneren war es kalt. Der Körper fing an zu zittern, ich wurde wie ein Sack durchgeschüttelt und war mir selbst zu wenig, um mich zu halten. Ich hatte nicht einmal die Kraft, mich anzuziehen. Ich hörte Jeanette lachen. Ich muss lachhaft gewesen sein. Ein nackter Körper der friert, neben einem Haufen Kleider.

IV

Der Zug fährt in Rosenheim ein und kommt mit einem Ruck zum Stoppen. Einer der Jungs öffnet einmal kurz die Augen und schließt sie dann wieder. Wie viele Bahnhöfe mag er seit seiner Abreise passiert haben? Die Türen werden aufgestoßen. Passkontrolle! Die Augen der Polizisten wandern über unsere weiße Hautfarbe hinweg, nein, wir sind nicht gemeint. Sie geben sich nicht Mühe zu verbergen, woran sie ausschließlich interessiert sind. An der Sechser-Sitzreihe bleiben sie stehen: „Passport!“ Die Jungs werden wach, langsamer, als die Polizisten Zeit haben. „Auf! Auf!“ Noch ist der Schlaf in ihren Knochen, es bleibt ihnen keine Zeit, sich die Augen zu reiben. Kaum auf den Beinen, werden sie durchs Abteil nach draußen geschoben. Der zweite Polizist zieht sich Plastikhandschuhe über und fängt an, die zurückgelassenen Sachen der Jungs in einen blauen Plastiksack zu stopfen. Er kriecht unter die Sitzreihen, tastet über die Ablagen, greift zwischen die Polsterschlitz; dann bündelt er den Sack und verlässt den Zug. Wir restlichen Passagiere sitzen da wie erstarrt. Es ist still. Manche lesen in ihren Zeitungen weiter und verhalten sich so, als sei nichts geschehen, oder als sei es normal. Andere schauen sich verlegen um. Die Blicke wandern nach draußen, auf den Bahnsteig. Dort stehen inzwischen der Reihe nach aufgestellt um die 30 junge Männer. Neben ihnen wacht ein Polizist in seinen blauen Handschuhen über einen blauen Haufen voller Plastiksäcke.

„Sonst hobens nix, ober a Handy hobens.“ Der Satz einer Frau in ihrem bayrischen Dialekt durchbricht die Stille. „A Handy können sich's leisten.“

Dann ist es wieder still.

Vor einer Minute saßen sie noch mit uns im Wagen. Sie waren Reisende, die tun, was Reisende tun: dösen, schlafen, gähnen, sich strecken, die Beine abwechselnd übereinander schlagen. Am anderen anlehnen. Wir waren Insassen desselben Großraumabteils in einem Zug, der für alle in dieselbe Richtung fuhr. Jetzt sitzen wir drinnen und draußen stehen sie. Der Zug rollt wieder an und wir, wir fahren weiter.